

Sabine Bobert

Sinn und Unsinn von Gewalt

Spuren von Gewalt in Persönlichkeitsentwicklungen / Opferperspektiven

1. Die Menschheit lebt von Opfern: einander darbringen

Das „Opfer“ beinhaltet in der Religion das Darbringen von wertvollen Gütern (Tieren, Speisen, Standeszeichen, Waffen etc.) zur endgültigen Veräußerung an nicht sichtbare Mächte. Ziel ist es, Heil zu erwirken. Das Opfer muß möglichst so wertvoll sein, dass das Herz des Opfernden daran hängt. In dieser gefühlsmäßigen Bindung symbolisiert das Opfer das eigentliche religiöse Ziel aller Opfer: Selbst-Hingabe. Das rituelle Opfer bleibt Platzhalter für das eigene Leben, das der Opfernde der Gottheit oder geistigen Mächten schuldet.

Die spätmoderne Gesellschaft lebt von säkularen Opfern, die letztlich immer Menschenopfer sind und Gewalt erleben lassen: Spätestens die 1980er Jahre verdeutlichten: Zugunsten heilversprechender Großtechnologien werden in der Entwicklungs- und schließlich Betriebsphase Menschenopfer („Risiken“) in Kauf genommen. Zugunsten politischer Konstrukte werden Menscheneinheiten verrechnet. Gesellschaftliche Ideale (spätmoderne „Heilsgüter“) wie z.B. „Mobilität“ oder „Individualisierung“ benötigen soziale Opfer. Demgegenüber thematisieren die Opfer in der Spätmoderne, sofern sie zu Wort kommen und Gehör finden, aus ihrer Perspektive die bleibende Instabilität von Ordnungen. Opfer sind die Botschafter von schlechten Nachrichten und das dunkle Gedächtnis einer Gesellschaft. Sie stellen Heilsgüter und Ideologien von Sicherheit infrage. Ihre Erlebnisse sagen: Auch die spätmoderne Gesellschaft bleibt ein unsicherer Ort, und trotz Risikomanagement durch professionelle Risikomanager (Versicherungen, Rettungsdienst, Therapeuten) kann es potentiell jeder geopfert werden. Opfer konfrontieren die Gesellschaft mit der Kehrseite der menschlichen Freiheit: der Schuldfähigkeit. Freiheit schließt ein, dass wir fehlbar sind. Schuldfähigkeit zählt zur menschlichen Würde, da sie an unserer Verantwortlichkeit festhält, die zu unserem Status als Handlungssubjekten zählt.

Zum Projekt der Neuzeit zählt es, verbleibende Kontingenzen möglichst aktiv zu beseitigen oder im Rahmen von Fortschrittskonzepten gedanklich an den Rand zu schieben. Die geplante Welt wird entworfen als weitgehend vorhersehbar, stabil und gerecht. Entsprechend sind in westlichen Gesellschaften die biographischen Glücksansprüche gewachsen: Als Individuum in einem sozialen Verband möglichst lange, gesund und glücklich zu leben. Passive Leidbewältigungsstrategien, (religiöse) Techniken zum Sich-Arrangieren mit unumgänglichen Leid, zählen nicht mehr zu den wichtigen Kulturtechniken.

Im interkulturellen und historischen Vergleich erweist sich das neuzeitliche Weltbild als auffallend optimistisch.¹ Die Annahme, dass Menschen Kontrolle über ihr Schicksal haben und eher selten Opfer mit leidvollen Erfahrungen werden, entspricht, empirisch betrachtet, selten der Wirklichkeit. Der Buddhismus z.B. sieht im Leiden („dukkha“, wörtlich: „schwer zu ertragen“) eines von drei grundlegenden Daseinsmerkmalen. „Dukkha“ bedeutet Leiden, Leidenunterworfenheit, Schmerz, Verletzung, Unbefriedigtheit. Das unübersetzbare Wort verweist philosophisch tiefergehend auf die Wirklichkeitsdimension von Nichtigkeit und Unwirklichkeit. „Dukkha“ entspringt dem Anhaften, dem Verlangen, dem Ego. Da die Dinge und Verhältnisse unbeständig und unzuverlässig sind, können sie uns nie zufrieden stellen. Ihr Verfall und ihre Auflösung sind naturgegeben. „Geburt ist dukkha, Altern ist dukkha, Tod ist dukkha. Sorgen, Trauer, Schmerz, Unwohlsein sind dukkha. Zusammen zu sein mit dem, was man nicht liebt ist dukkha. Getrennt zu sein von dem, was man liebt, ist dukkha. Nicht zu bekommen, was man sich wünscht ist dukkha.“ (Majjhima Nikaya 141) Auch der Islam lehrt

¹ Vgl. Alexander C. McFarlane/Bessel van der Kolk, Trauma und seine Herausforderung an die Gesellschaft, in: dies. (Hg.), *Traumatic Stress*, Paderborn 2000, 47-69.

als menschliches Entwicklungsziel das Einmündenlassen des eigenen Willens in ein höheres, als göttlich erkanntes Schicksal.

Religionen bieten je besondere Lösungen für die bleibende Unkontrollierbarkeit des 'Bösen'. Gewöhnlich erzeugt Leiden kein erhöhtes Gefühl von Liebe und Sinnhaftigkeit. Es kann in Einsamkeit und Vertrauensverfall führen. Religiöse Weltbilder setzen Leiden in einen größeren Kontext, über Generationen, Zeiten und Räume hinweg. Dadurch sprengen sie das Eingemauertsein in individuelles Leiden. Sie unterscheiden sich je nach ihrer besonderen Lösung für verbleibende Kontingenzen des Bösen. Die Hiob-Dialoge, aber bereits die Gebete des Psalters, warnen vor der religiösen Falle im Umgang mit traumatischen Widerfahrnissen und fremder Schuld: vor der Annahme, dass religiöser Glaube vor schweren Verlusten, Gewalt oder Abgründen der Existenz schützen würde. Kein Glaubender bleibt vor Kontingenz oder den Folgen fremder Schuld geschützt. Es gehört gerade zum christlichen Zentralsymbol, dass ein Unschuldiger (der wahre Mensch) für die Folgen fremder Schuld gehenkt wird. Gleichzeitig fordert dieses Symbol dazu auf, den Kreislauf wechselseitiger Opferung zu beenden und selber wahre Menschen zu werden.

2. Wer opfert wen warum? Opfer in Schuld Diskursen

Traumatische Erfahrungen wie ein durchlittener schwerer Unfall, ein Überfall, Missbrauch, eine Reihe schwerer Verluste werfen neben der Warum-Frage häufig die Schuldfrage auf: Warum bin ich das Opfer? Wer trägt die Schuld?

Der Schuld Diskurs aus der Perspektive der Täter und Zuschauer: Gerade bei den Tätern ist am wenigsten mit Bereitschaft zur Schuldübernahme zu rechnen. Je brutaler sie vorgingen, um so uneinsichtiger zeigen sie sich. Misshandelnde Eltern z.B. argumentieren damit, dass ihr Vorgehen notwendig war: Das Kind habe es provoziert. Ein Opfer wird bei einer Aussprache im Familienkreis gerade hier nur neue Vorwürfe hören. Denn Schuldübernahme erfordert eine Auseinandersetzung mit der eigenen Person. Der Täter müsste sich zwischen Tat und Aussprache weiterentwickelt haben. Dies geschieht jedoch in den seltensten Fällen. Ein Opfer, das Dritte einbezieht oder an die Öffentlichkeit geht, erweist erneut seinen Unwert darin, dass es als Nestbeschmutzer handelt. Im Täter-Kosmos trägt nur einer die Schuld: das Opfer.²

Die Hingabe von Menschenopfern für eigene gewaltsame Ziele hat auch politische Dimensionen: Je mächtiger die Täter sind, um so eher nehmen sie das Vorrecht in Anspruch, die Wirklichkeit zu benennen und zu definieren, Opfer als Täter darzustellen und ihre Unschuld als Täter zu behaupten.

Aus der Zuschauersicht betrachtet, drängt das Opfer zu Zivilcourage. Denn alles, was Täter brauchen, ist Nicht-Handeln. Das Opfer fordert den Zuschauer dazu auf, die Last des Schmerzes zu teilen. Es ruft nach Befreiung aus seiner Not, Heilung und Erinnern. Es erscheint vielen leichter, das Opfer für schuldig zu sprechen statt mit ihm soziale Risiken einzugehen.

Der Schuld Diskurs aus der Perspektive der Opfer: Wissenschaftliche Untersuchungen führen zu erstaunlichen Ergebnissen: Fast alle Menschen, die gewaltsame traumatische Erfahrungen durchlitten haben, übernehmen dafür die Schuld oder Teilschuld. Dadurch stabilisieren sich die Schuldzuweisungen von Tätern, Zuschauern und Opfern. So fand Gottfried Fischer vom Kölner Institut für Psychotraumatologie heraus: 82 Prozent der Opfer von Gewaltverbrechen geben sich selbst die Schuld die Schuld oder Mitschuld an der Gewalttat. Gegenüber realistischen Möglichkeiten der Handlungskontrolle ist dies eine völlig überhöhte Tendenz zur Selbstbeschuldigung. Wie kommt es dazu?

² Vgl. Cornelia Faulde, Wenn frühe Wunden schmerzen. Glaube auf dem Weg zur Traumaheilung, 2002.

Nach Fischer entwickelt jeder traumatisierte Mensch eine persönliche Ursachentheorie. Sie durchdenkt die Fragen: Wie kam das Unglück zustande? Wer oder was ist dafür verantwortlich?³ „Durch die Übernahme der Verantwortung für das Trauma werden Gefühle der Hilflosigkeit und Verletzlichkeit durch die Illusion der potentiellen Kontrolle ersetzt. Verblüffenderweise haben z.B. Vergewaltigte, die sich Vorwürfe machen, eine günstigere Prognose als diejenigen, die nicht diese falsche Verantwortlichkeit übernehmen. Die Kontrolle bleibt bei der Person selbst, wodurch dem Gefühl der Hilflosigkeit vorgebeugt wird.“⁴ Traumatisierte Kinder neigen noch stärker dazu. „Das Kind benötigt das Festhalten an einem positiven Bild von seinen Eltern, um mit der Intensität von Angst und Wut, die durch das quälende Erlebnis verursacht wurde, umgehen zu können.“ Ein Kind verfügt auch noch über keine Wertmaßstäbe, die es eigenständig dem Verhalten der Eltern entgegensetzen könnte. Es akzeptiert die Botschaft der Gewalt: „Du bist nichts wert. Du hast versagt. Du verdienst nichts anderes.“ Leichter kann es damit leben, dass es Strafe verdient, als dass die Menschen, die es liebt, böse sein könnten. Hierfür übernimmt das Kind als Preis lebenslange Gefühle von Selbstzweifel und Wertlosigkeit.

Die Übernahme der Täterrolle durch Opfer, bei gleichzeitigem Freispruch für die Täter, dient also vorrangig drei Zielen:

- dem Festhalten am eigenen Subjektstatus als aktiv handelnder und verantwortlicher Person,
- der Abwehr erniedrigender Erfahrungen des Ausgeliefertseins an Gewalt mit Kontrollverlust, Ohnmacht und völliger Schutzlosigkeit,
- vor allem bei missbrauchten Kindern: dem Festhalten am Wunsch nach treu sorgenden, liebevollen Eltern.

Als Langzeitfolge von traumatischen Gewalterfahrungen bleibt meist eine biographische Schuld zurück: das gegenüber sich selbst empfundene Schuldigbleiben vor eigenen Lebenszielen und Idealen. Charakterveränderungen, Schlafstörungen, ängstliches Vermeidungsverhalten und Panikattacken, Depression und mitunter die Flucht in Sucht vor einer solchen Bilanz zerstören die berufliche und familiäre Weiterentwicklung. So fragt die selbst von Gewalt betroffene Theologin Cornelia Faulde: „Können wir uns selbst vergeben, dass wir Opfer geworden sind, dass wir vieles, was wir uns vorgenommen haben, nicht erreicht haben, dass unser Leben vielleicht nicht dem entspricht, was wir von uns selbst erwarten?“

Der Schuldiskurs aus der Perspektive der Helfer: Aufgrund von Langzeitfolgen werden viele Gewaltopfer eigenen, gesellschaftlichen und religiösen Normen nicht mehr gerecht (sekundäre Schuldfelder). Menschen, die gewaltsam seelisch und körperlich schwer versehrt wurden, haben oft ihre natürliche Schutzfunktion verloren, da sie häufig nichts mehr fühlen wollen. Bzw. sie versuchen, sich mit schädlichen Mitteln zu schützen. Abgestumpft gegenüber unerträglichem Schmerz und Panik, stolpern sie häufig in sekundäre Gewalterfahrungen hinein. Misshandelte Kinder weisen aggressiv Hilfsangebote zurück und ´ritzen´ sich oder neigen zu Risikoverhalten. Manche prostituieren sich oder missbrauchen Medikamente und Drogen, um den Erinnerungen zu entrinnen. Spätestens hierdurch kann es leicht zur „zweiten Verletzung“ der Opfer kommen.

3. Opfer und Religion – Die Auferstehung der Gehenkten

Hilfreiche Kontakten zu religiösen Organisationen können an zwei Hürden scheitern: Mangelnder Glaube und ein „ethisch verwerfliches“ Leben. Die Vertrauensfähigkeit ist bei Gewaltopfern häufig so missbraucht und zerstört worden, dass sie nur schwer in der Lage sind, sich anderen Menschen und Mächten für längere Zeit vertrauensvoll zu öffnen. Faulde

³ Gottfried Fischer, *Neue Wege nach dem Trauma*, Konstanz 2001, 64ff und 73ff.

⁴ Bessel van der Kolk, a.a.O. (Anm. 2), 40. Das folgende Zitat ebd.

meint, rückblickend auf sich: „Nicht der Glaube trug mich, sondern ich musste noch den Glauben tragen.“ Gegenüber christlich-ethischen Normen sollte der Grundsatz gelten: Sollen setzt können voraus. Wessen Vertrauen missbraucht ist, wer keinen Zugang zum eigenen Körper findet, wer sich nicht auf längere Partnerschaften einlassen kann, wer alkohol- oder medikamentensüchtig ist oder immer wieder Suizidversuche unternimmt, der benötigt zunächst Verständnis für seine Lage und die Befähigung, anders handeln zu können.

Konventionell trostvolle Gottesbilder können für einen traumatisierten Menschen vernichtende Kraft entfalten. Ist Gott auch ein sadistischer Vater? Ist er ein unerbittlicher Richter? Die Gewalterfahrung konfrontiert mit weniger bedachten Aspekten im Gottesbild: mit dem *auch* fernen und *auch* dunklen Gott (dem *deus absconditus*). Er ist der abgründige, scheinbar vom Menschen abgewandte Gott. Im Gewaltmoment ist Gott selbst zum Urheber der Anfechtung geworden. Dem *deus absconditus* gegenüber rät Luther, ihm „durch Christus gerade ins Angesicht zu sehen“. Der abgründige Gott kann Gefühle von Angst, Zorn, Hilflosigkeit und Fluchttendenzen wecken. Am Kreuz Christi begegnet Gott als der Tod selbst, als die vorübergehende Negation alles Wahren und Hohen. Er erscheint als die Infragestellung des dem Menschen zugewandten, Leben garantierenden Gottes. Im Todesmoment des Opfers, in dem die Auferstehung und die Metamorphose des Schmerzes noch nicht sichtbar ist, scheinen alle menschlichen und göttlichen Wege zu enden.

Die Glaubwürdigkeit möglicher Schmerz verwandelnder Auferstehungskräfte, die Anwesenheit Gottes im Todesmoment selbst, muß für Gewaltopfer klar durch menschliche Solidarität gelebt werden, die diesen Todesmoment wieder und wieder mit dem Opfer teilen, im Nachsprechen und im allmählichen Umerzählen, bei dem der letzte Moment ein Neuanfang werden kann. Erst dann wird das Opfer tatsächlich wieder zum Täter seines Lebens. Erst dann verlässt es den Todesmoment. Dies fordert Zeit.

Religiöse Texte können in solchen Zeiträumen bergende Gefühlsräume anbieten, in denen 'eine neue Haut' wachsen kann. Z.B. können Rachepsalmen (Psalm 11,5f; Psalm 58) durch persönliche Neuformulierung zu einer ersten Sprachhilfe werden.

Carola Moosbach, „Rachepsalm“

„Ich fordere deine Gerechtigkeit Gott / Hilf mir tritt du für mich ein / ...

Lass ihn nicht davon kommen diesen ehrbaren Schrebergärtner / Erfinde die Hölle für ihn neu / ... In mir tut alles so weh Schwester Gott / Hilf mir tritt du für mich ein / Lass es nicht diesen Dreckskerl sein der als letzter lacht Gott / Und erlöse mich von meinem Vater für immer.“⁵

Lieben hat seine Zeit. Hassen hat seine Zeit (Prov 3,8). Für die Opfer geht es nicht um verordnete Gefühlszustände, sondern um tiefgreifende Reinigungsprozesse. Sie benötigen begleitend vor allem eines: anstelle des Starrens auf die eigene 'Un-Normalität' im Wettbewerb mit anderen, die Suche nach der Tür ins eigene einzigartige Leben: offen stehende Lebensmöglichkeiten *nach* dem Todesmoment. Es geht um eine ressourcenorientierte Sicht und um die Fähigkeit, sich selbst Respekt als „Survivor“ zu erweisen, der durch eine Hölle ging und um seine Auferstehung ringt. Der Text eines Aidskranken vergleicht diese Ehrerbietung gegenüber sich selbst mit dem Anfertigen einer Ikone: „Ikone / Wenn du sagst: / Es ist zu wenig, / dann gib das wenige, / das dir heilig ist, / in die Mitte, / und / umgib es mit Gold, / und laß es glänzen. / Male die Ikone / deines Lebens.“⁶

⁵ In: Faulde, 136:

⁶ In: Faulde, 159.